

Milena
Moser
Das wahre Leben



riefen nach ihr. Nicht Max.

So hatte es begonnen. Mit dieser Unsicherheit. In dieser allerersten Nacht, die schon dem Morgen wich, als Erika ihre Hand über die kalten Hinterbacken nach vorne wandern ließ. Die von Max schroff zurückgeschoben wurde.

«Das geht mir jetzt etwas zu schnell», hatte er gesagt. Das war sonst Erikas Text. Damit hatte es begonnen. Dieses Bemühen, herauszufinden, was Max wollte, was ihm gefiel. Dieses Bemühen, ihm gerecht zu werden.

Max machte kein Hehl daraus, dass Erika nicht sein Typ war. Er mochte kleine, dunkle Frauen mit weiblichen Kurven. Erika war groß und blond und dünn. Max verliebte sich in Frauen, die ein hartes Schicksal tapfer meisterten. Alleinerziehende Mütter, Fabrikarbeiterinnen, Flüchtlinge. Je länger Erika ihm dabei zuschaute, wie er versuchte, andere Frauen zu retten, desto größer wurde ihr Verlangen, selber von ihm gerettet zu werden. Sah er nicht, dass sie ihn brauchte?

Sie umwarb Max, wie sie selber von Männern umworben worden war. Drei Jahre lang kämpfte sie um ihn. Da sie ohnehin immer weniger Aufträge als Model bekam, schrieb sie sich an der Kunstgewerbeschule ein. Sie fuhr häufiger nach Hause ins Glarnerland, wo Max immer wichtigere Aufgaben in der Stofffabrik ihrer Eltern übernahm. Sie unterstützte seine Bemühungen um umweltfreundliche Herstellung und faire Arbeitsbedingungen. Sie engagierte sich im Umweltschutz, half einer Stiftung, die sich um eingewanderte Frauen bemühte, und unterrichtete Deutsch für Fremdsprachige. Max sah, dass sie sich Mühe gab.

Als sie schließlich zum ersten Mal miteinander schliefen, waren sie beide betrunken. Erika fühlte sich angekommen. Am nächsten Morgen schaute er sie ernst an und sagte: «Ich bin nicht der Typ Mann, der mit einer Frau schläft und sie dann sitzenlässt.»

So wurden sie ein Paar. Erika wurde Erika. Manchmal strich er ihr die Haare aus dem Gesicht und sagte: «Ich sehe so viel mehr in dir.» Er sah ihr Potential, ein sinnvolles Leben zu führen. Er glaubte an sie.

Auch wenn sie ihn immer wieder enttäuschte. Liebe war kein Thema damals. Es ging um gemeinsame Ziele, den gemeinsamen Weg.

Max zog in ihre WG ein und pendelte ins Glarnerland. Marylou Keiner war eine kluge Frau, sie ließ Max an einer sehr langen Leine, bezahlte ihm Auslandsaufenthalte und lange Ferien, hörte sich seine Ideen an, setzte sie um, gab ihm das Gefühl, er habe etwas zu sagen in der Stofffabrik, er habe einen Wirkungskreis. Dabei war es immer Marylou gewesen, die die Fabrik geführt hatte. Nicht Erikas Vater, nicht Max.

Grüner Salat, dachte Erika. Weiße Sauce. Das Rezept hatte sie auf der Homepage eines urchig-hippen Restaurants gefunden. Die Hauptspeisen hatte ihre Haushälterin vorbereitet. Erika stellte in den Steamer, wärmte auf, überbuk, was ihr Frau Nadolny auf den Zettel geschrieben hatte. Und immer tat Erika so, als habe sie selber gekocht. Sie wusste nicht, ob sie irgendjemanden damit täuschte. Dabei hatte sie früher gern gekocht. Als alles noch nicht so kompliziert war. Heute galten strenge Regeln selbst für eine ungezwungene Einladung unter Freunden. Man orientierte sich an den Gesellschaftsseiten der *New York Times on Sunday* und kochte nach, was die Hipster letzte Woche in Brooklyn aufgetischt hatten. Der Trend zur währschaften Schweizerküche allerdings war auf lokalem Mist gewachsen und hielt für Erikas Geschmack schon viel zu lange an. Sie wusste nicht, wie viele Varianten von Vogelheu sie sich noch ausdenken konnte. Sie sehnte sich nach der Zeit zurück, als sie mit dem Aufschneiden von reifen Tomaten und Mozzarellabällchen aus dem Supermarkt schon Begeisterung auslösen konnte. Später folgte der Ruccolasalat mit gehobeltem Parmesan und Balsamico-Essig. Vermutlich hatte es damit begonnen. Dass man über den Essig sprach wie über den Wein: Wo er herkam, in welchen Fässern er gereift war, wo man ihn aufgetrieben und was er gekostet hatte.

Wenn Erika es recht überlegte, war es immer schon so gewesen. Auf allen Tischen in Zürich wurde das gleiche Menü serviert, bis endlich ein anderes angesagt war. Und immer saßen Leute um den Tisch, die sich ähnlich sahen, ähnliche Frisuren und Schuhe trugen. Im Grunde

genommen waren auch die Spaghetti mit Streuwürze eine Art Trend gewesen. Auch damals trugen alle das Gleiche und waren doch stolz auf ihre Einzigartigkeit. Sie waren damals gar nicht freier gewesen, dachte Erika. Die Zwänge hatten einfach anders ausgesehen. Damals durfte nichts etwas kosten – hatten nicht die Bewohner einer legendären Groß-WG einmal Zürichseeschwäne gejagt, gerupft und gebraten? Wenige Jahre später musste plötzlich alles furchtbar teuer sein. Dieselben Gesichter saßen einander plötzlich an Chromstahl- und Glastischen gegenüber und aßen Kaviar und Sushi. Jede zweite Einladung endete damit, dass man den Gastgeber in die Notaufnahme bringen musste, weil er sich mit dem Austernmesser verletzt hatte. Und heute ging nichts über Authentizität. Wenigstens auf dem Tisch suchte man das Einfache, Echte, das man im Alltag schmerzlich vermisste. Dafür mussten die Älplermagronen herhalten. Auch wenn keiner der Gäste je auf einer Alp gearbeitet hatte.

Außer Max. Natürlich.

4.

Suleika kauerte vor dem Kühlschrank. Ihr Kopf mit dem neuerdings rosarot gefärbten, halblangen Haar steckte so tief im Kühlschrank, dass nur ihr ausladender, schwarz verhüllter Hintern zu sehen war.

«Sully, was tust du denn da? Wir haben doch heute Abend Gäste», sagte Erika.

Suleika richtete sich auf und schlug sich den Kopf an der offenen Kühlschranktür an. Sie hielt eine halbleere Auflaufform in der Hand. «Ups», sagte sie. «Sorry.»

Suleika war dick. Es gab kein anderes Wort dafür. Kräftig gebaut. Schwere Knochen, stämmig, robust, vollschlank, pummelig? Nein. Sie war dick. Sehr dick.

Und es schien ihr nicht das Geringste auszumachen. Sie richtete sich auf und drehte sich um. In ihren zeltartigen schwarzen Kleidern wirkte sie noch umfangreicher. Erika fühlte sich beinahe bedroht. Von ihrer eigenen Tochter.

Sie trat einen Schritt zurück. «Sully, das war doch für heute Abend!» Suleika schaute auf die Gratinform, die sie wie ein Baby in der Armbeuge hielt. Mit der anderen Hand hatte sie die Alufolie abgedeckt und in die Kartoffel-Nudel-Käse-Sahne-Masse gegriffen. Mit der bloßen Hand. Weiße Sauce tropfte von ihren Fingern. Ihr Kinn glänzte. Erika zwang sich, nicht wegzuschauen.

«Was für ein Jammer», sagten die Leute. «Sie hat so ein schönes Gesicht!» Immer noch konnte man die hohen Wangenknochen erkennen, die auch Erikas Gesicht formten. Geformt hatten, bevor sie es aufspritzen ließ. Wie in dem Kinderspiel, in dem man Papierpuppenkörper reihum mit anderen Gesichtern kombinieren konnte, hätten Suleikas markante Gesichtsknochen besser auf Erikas dünnen Kinderkörper gepasst. Und deren wattiertes Rundgesicht auf Suleikas massig-weichen Leib.

Die Schwangerschaft war ungeplant gewesen, aber nicht unwillkommen. Sie zogen in eine Genossenschaftssiedlung, in der ihre Freunde bereits ihre etwas älteren Kinder aufzogen, und Max nahm seine Arbeit in der Fabrik etwas ernster. Nach Suleikas Geburt fing er an, im Glarnerland zu übernachten, erst ein-, zweimal die Woche, bald spielte es sich ein, dass er vier Tage in der Woche dortblieb. Erika war eine alleinerziehende Mutter gewesen, nur ohne deren Schwierigkeiten. Sie war verheiratet, sie hatte Geld. Niemand bemitleidete sie, niemand bot ihr Hilfe an. Sie arbeitete ja nicht einmal. Damals waren Frauen über dreißig nicht mehr gefragt. Heute war das anders. Heute hätte sie, als Fünfzigjährige, die Chance, wieder als Model zu arbeiten – wenn sie ihr Gesicht nicht zerstört hätte. In ihrem Bemühen, den Alterungsprozess aufzuhalten, hatte sie das Gegenteil erreicht.

Suleika war ein kränkliches Kind gewesen. Klein für ihr Alter. Zwei Jahre lang war sie gar nicht gewachsen, Erika hatte sie von Arzt zu Arzt, von Spezialist zu Naturheiler geschleppt. Suleika hatte immer einen empfindlichen Magen gehabt, schon als Säugling hatte sie die Milch in hohem Bogen wieder ausgespuckt. Ihre Dreimonatskolik hatte drei Jahre gedauert. Drei Jahre lang hatte sie geschrien,

ununterbrochen, so schien es Erika. Geschrien und nicht geschlafen. Ihr erstes Wort war nicht «Mama» gewesen, sondern «Bauchweh». Erika hatte irgendwann aufgegeben und Suleika essen lassen, was sie wollte.

«Sie weiß es selber am besten, ihr Körper sagt ihr schon, was er braucht», hatte eine Kinesiologin geurteilt. Suleikas Körper brauchte offenbar nur weiße Nahrung. Doch der Eintritt ins Gymnasium mit knapp zwölf Jahren hatte alles verändert. Suleika kam über Mittag nicht mehr nach Hause, sie aß mit ihren Freundinnen, von denen sie immer viele gehabt hatte, sie ernährte sich von Süßigkeiten, von Fastfood, von Backwaren. Und sie nahm zu. Erst langsam, dann explosionsartig. Erst hatte Erika sich gefreut über den Appetit ihrer Tochter, den sie für gesund hielt – aber was verstand sie davon, sie hielt Diät, seit sie sechzehn war.

Erika war ihre Tochter peinlich. Sie schämte sich für dieses Gefühl, aber es war da. Ihre Tochter machte all ihre Anstrengungen zunichte. Solange Suleika so dick war, konnte Erika tun, was sie wollte. Sie konnte so gut aussehen, so schön wohnen, sich so kultiviert unterhalten, so formvollendet einladen, wie sie wollte. Der Anblick ihrer Tochter machte all das zunichte. Ihre Tochter war der Fleischberg gewordene Beweis für Erikas Versagen.

«Ich bin heute Abend eh nicht da», sagte Suleika nun, als hätte sie ihre Gedanken gelesen. «Sagen wir einfach, ich hätte meinen Anteil einfach zwei Stunden früher gegessen als die anderen.»

«Deinen Anteil?» Anklagend zeigte Erika auf die halbleere Ofenform.

«Als ob Gerda oder Susanne mehr als einen halben Löffel davon essen würden», sagte Suleika. «Oder du. An euch Röntgenbilder ist Frau Nadolnys Kochkunst eh verschwendet!»

«Suleika, mach jetzt bitte keine politische Grundsatzdiskussion daraus», rief Erika. «Es kommen schließlich auch noch andere Gäste. Gäste, die essen. Männer!»

Verzweiflung stieg in ihr auf. Das Essen war ruiniert. Sie war zu spät mit allem. Sie hatte sich noch nicht umgezogen. Max würde erst später kommen, und Erika wusste nicht, welchen Wein sie zum Aperitif